

## DAS GESCHENK DER REDE

### Die italienische Begeisterung, Gerd-Peter Eigners fünfter Geniestreich

Ein Solitär, hieß es im Jahr 2008, sei das neue Buch von Gerd-Peter Eigner. Dem muß widersprochen werden. Ein Solitär ist der Autor selbst, während sein fünfter Roman in dreißig Jahren nahtlos die große Erzählung fortsetzt, die neben unendlichen unerhörten Begebenheiten stets auch von der Teilung des Selbst in einen Erzählenden und einen Erlebenden handelt und damit ihre eigene Poetologie einschließt. Während in „Golli“ (1978) ein Lehrer über seinen Schützling berichtete, der sich zusehends als Phantasma einer einsamen schizophrenen Selbstverständigung erwies, und in „Brandig“ (1985) ein Erzähler-Biograph den zentralen Helden, dem er einst die Frau ausgespannt hatte, auf einer sich jenem zusehends anverwandelnden „Lebensreise“ suchte, brachte „Mittenzwei“ (1988) das Thema der Ichspaltung im Titel, aber auch symbolisch auf den Punkt – in der Figur eines Querschnittsgelähmten, der buchstäblich in einen vegetierenden und einen reflektierenden Teil auseinanderfällt.

Auch „Lichterfahrt mit Gesualdo“ (1996) führte die Spaltung zwischen bravem Chronisten und genialem Alter Ego fort: Hier lieb Redderich, der dienend-bewundernde Erzähler, dem Monolog des Musiker-Protagonisten Beck, eines (so zumindest Redderichs Frau) „tollen Typ[en]“, Ohr und Stimme, während er ihn im Umzugswagen von Paris nach Münster lotste. Nun also die „italienische Begeisterung“ mit ähnlicher Struktur: Bei seinem Freund Theo Bronken im (nicht genannten) Olevano Romano erscheint Rolf Boddensiek, Lotse aus (dem nicht genannten) Wilhelmshaven, mit einem schwerwiegenden Motiv im Gepäck: Aischa ist tot, Boddensieks Frau

und einstmals Bronkens erste Freundin. Diese Jugendliebe ist zur späten, gemeinsamen Obsession der Eheleute geworden, bis Aischa ihrem Mann buchstäblich auf dem Totenbett erklärte, daß sie stets nur den anderen geliebt habe.

Doch Boddensiek teilt das Schicksal der Zeitbloms aus Eigners Universum der Männer-Zweiergespanne und wird diese, seine einzige Lebensgeschichte, erst im sechzehnten von siebzehn Kapiteln aus- und, da Bronken dazu nur wenig einfällt, schnell und verzagt wieder einpacken. In seiner längsten wörtlichen Rede wird er daraufhin in einer grappaselligen Aus- und Abschweifung von scheinbar unvermittelter, hingebungsvoll poetischer Insistenz erläutern, wie Kühe, jawohl: wie Kühe aufstehen, und schließen: „Wenn man diese einzigartige Schönheit der tierischen Aufsteh- bzw. Aufstandskultur vom Gatter oder dem Weidezaun aus beobachtet hat und der aufgestandenen Kuh die Chance gibt zu erkennen, daß man sie bewundert, dann kommt sie leichtfüßig angetrabt und leckt einem das Salz, das Salz des Lebens, von den Handrücken. Hast du, Bronken, das alles vergessen?“

Vergessen? O nein, Bronken ist ein Gedächtniskünstler; tagelang erzählt er aus seinem Leben, ja er zitiert etwa auswendig – und beide Männer sind im Alter ihres Erfinders, also in den Sechzigern! – den Mahnbrief des Schuldirektors nach einer seiner Verfehlungen als sogenannte „Sittensau“, kurz „SS.“ Und doch gleicht er den Tieren, die, nach den Eingangssätzen von Nietzsches *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben*, ganz wie Boddensiecks Kuh (!) in seligem Vergessen leben: „Betrachte die Herde, wie sie vorüberweidet: sie weiß nicht, was Gestern, was Heute ist ..., kurz angebunden mit ihrer Lust und Unlust, nämlich an den Pflock des Augenblicks, und deshalb weder schwermütig noch überdrüssig.“ Bronken ist einer dieser Monomanen, die von der Unmittelbarkeit des eigenen Da-

seins so absorbiert sind, daß ein Interesse für die Mitteilungen anderer einer unerträglichen Abstraktion gleichkommt. Und leckt nicht Boddensieck das „Salz des Lebens“ aus Bronkens lebendiger Rede? Das prekäre Gefälle dieser Beziehung steigert Eigner, mit warmer Ironie und tiefer Empathie, bis zur Groteske. Und nach einer (kalkulierten) Phase des Befremdens, daß nicht Boddensieck, der Zuhörer-Erzähler mit seiner unerhörten Geschichte, sondern Bronken, der Sprecher-Erzähler mit seiner unüberhörbaren Lebenssuada den Platz in seinem Herzen beansprucht, läßt sich der Leser von dem Bärbeiß und Berserker in Bann ziehen und erkennt zugleich, daß Boddensieck, der allzu geduldige Frager, Stichwortgeber und „der Fülle des Aufgenommenen“ Nachlauschende, das geheime Zentrum des Romans ausmacht – als sein, des Lesers Alter Ego:

„Es ist schon seltsam, wie einer, der sich nicht mit einem unterhält, allein durch sein Reden, das ja letztlich eine Form des Selbstgesprächs in Anwesenheit eines Fremden ist, sich allein durch seinen ununterbrochenen Redefluß in die Existenz des anderen hineinspült ... Er schafft es aus eigener Kraft. Ich bleibe austauschbar. Oder vielleicht doch nicht?“ Mehr noch: Boddensiecks Lebensdrama selbst speist sich ja aus Bronkens vernachlässigten Lebensbrocken, seine Liebe zu Aischa ist ein Derivat von dessen Leben – bis hin zu den sexuellen Grenzerfahrungen, die der Anwesenheit des unsichtbaren Dritten geschuldet waren. Das Phantasma Bronken ist untrennbar mit dem Begehren nach Aischa verbunden. Und so ist es kein Zufall, daß Boddensieck sein erstes Liebeserlebnis nach ihrem Tod einer Geliebten von Bronken verdankt, die eines Tages in die Besucher-„Höhle“ schlüpft, während Bronken oben im „Horst“ wartet. Denn der egozentrische Gastgeber ist auch der Großzügige, der sein Leben (mit)teilt und verströmt, verschlingend und freigiebig, rücksichtslos und selbstlos zugleich.

Diese faszinierende Erzähl- und Beziehungskonstruktion, mit der Eigner sein Spaltungsthema weiterentwickelt, wird mit großer Leichtigkeit instrumentiert. Aus der klassischen Position des Nach-Erzählers erfährt man Boddensiexs Geschichte, während die Bronkens eine präsente Stimme hat – aufdringlich, redundant und endlich von ergreifendem Sog, wenn von seiner Ehe und deren Scheitern die Rede ist, als die Frau das gemeinsame Kind mit fortnimmt. Da erweist sich Bronken als Emphatiker und Leidender, radikal Verstehender und wütend Fühlender – in Eruptionen von einer leidenschaftlichen Klugheit und lebendigen Präzision, wie sie die in erzählerische Trivialität und akademische Abstraktion zerfallende deutsche Literatur sonst nicht kennt: „Niemand sieht die Anmut, die Würde und die tiefe Verlassenheit des Kinds ... Wir wachsen heran, dann sind wir erwachsen, wüten und werden, wütend, gebrochen, um zu Greisen und Greisinnen zu mutieren, die die Enkel besabbern. Vergeblich und mit zitternder Hand stehen am Ende die Sklerotiker an, die Schuld abzutragen, die sie sich zugezogen haben bei der Aufzucht der Eltern. Es wäre besser, wir mutierten zu Tieren ...“

Nur ein Ignorant könnte Bronken als Schwätzer abtun. Er schenkt uns, ein aus vollen Händen Gebender, seine Erinnerungen, seine Gedanken, sein Haus und seinen italienischen Bergort, Ausflüge nach Rom und ans Meer, einen Besuch beim Weinfest und Tage auf dem Landgut seines Arztkollegen Cesare, dessen Frau wunderbare *pranzi* kocht. Wenn etwas in diesem Roman geschwätzig wirkt, dann die bisweilen pedantischen Beschreibungen (seitenlange Details eines Teichbaus oder der Ausbildung eines Schiffslotsen), die Anekdoten und Idyllen, bei denen man die Selbstverliebtheit der Figur Bronken nicht von derjenigen des Verfassers mit seiner uner-schöpflichen Sprach-Gabe unterscheiden kann. Dann erscheint die Erzähl-ökonomie allzu leichtfertig und ermüdend und untergräbt die Wirkung des

Stils, dessen üppige, mäandernde Verspieltheit meisterhaft melodisch und rhythmisch gestaltet ist – von atemlos sich fortschreibenden Langsätzen bis zu wuchernden Alliterationen, von traumsatten Bildern bis zu hochintensiver szenischer Darstellung. Vielleicht ist daher auch das Ausufern Teil der „Begeisterung“, die naturgemäß über die Stränge schlägt, und einer überbordenden Erzähllust, die über das tote Wort hinaus- und ins Leben strömen will.

*in: NZZ 2008 / Die Horen 237, 2010*